Toni-Areal : Stadtspaziergang in Zürich West : Hochschule von EM2N

Autor(en): **Sieverts, Boris**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **102 (2015)**

Heft 3: **Backstein = La brique = Brick**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-583959

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Toni-Areal: Stadtspaziergang in Zürich West

Hochschule von EM2N

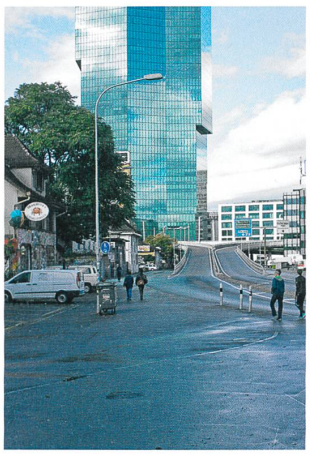
Welche Rolle spielt das Toni-Areal im Kontext der Umwälzungen im alten Industriequartier Zürichs? Und auf welche Situationen trifft der Besucher im Alltag des Schulbaus? Boris Sieverts hat Haus und Quartier in Augenschein genommen.

Boris Sieverts (Text und Bild)

Zürich, am Ufer der Limmat. Zwei Brücken überqueren dicht beieinander den Fluss, dahinter wird an einem Betonsilo gebaut, dessen Wände bis ins Wasser rei-

chen. «My home is my Castle and my Castle is wybkingen» steht auf dem Silosockel knapp oberhalb der Wasseroberfläche. Was bedeutet das? Ist das dasselbe beschauliche Zürich, dass ich vor sieben Jahren zum ersten Mal besucht habe? Die untere der beiden Brücken ist begehbar, nur wenige Meter weiter werde ich auf einem alten Eisenbahnviadukt in einer weit gespannten Kurve hoch über dem Boden durch die Stadt geführt.

Abstieg vom Viadukt. Spätestens jetzt erwarte ich Ernüchterung: etwas «normales». Strassen mit Gehsteig und Läden hinter Schaufenstern etwa, oder einen



Kinderspielplatz, oder einfach nur eine Kreuzung mit Wohnhäusern und einer Strassenbahn. Stattdessen «schwimmt» vor mir eine grosse Asphaltfläche im blauen Gegenlicht der Reflektionen eines Bürohochhauses. Beinahe nahtlos geht sie über in die Auf- und Abfahrtsrampen einer Hochstrasse, die sich vor den Sockel des blauen Kristalls schiebt.

Pas de deux

Ich stehe auf einem Absatz der Kaskade. Die Kaskade ist die grosse Freitreppe, die die neue Hochschule von oben nach unten und der Länge nach durchdringt. Alles bezieht sich auf die Kaskade: Beschriftungen, öffentliche Räume und die sogenannten Poolräume, die sich die Departemente teilen. Auf die Kaskade sind alle stolz. Sie ist das Herz der Schule und zugleich das Rückgrat ihrer Erschliessung.

Von meinem Absatz geniesst man einen tollen Blick durch eine grosse Glasscheibe in einen Tanzsaal. Eine Gruppe

junger Menschen tanzt paarweise Pas de deux, danach in Formation vor der Spiegelwand, schliesslich einzeln in langsamen Verrenkungen. «Was die jetzt wohl darstellen? Den Ebolavirus?» fragt eine Frauenstimme neben mir. Zum Glück hört man mein Lachen nicht durch das Glas. Kathrin Passig ist «Observer in residence». Gemeinsam ziehen wir zwei Observer weiter durch das Haus. Kathrin zeigt mir die Materialsammlung in der Bibliothek. Ich revanchiere mich mit der grünen Treppe, die hat sie nämlich schon lange gesucht: eine Kaskade in klein, mit offenen Arbeitsplätzen auf den Absätzen. Auf der grünen Treppe liegt Teppich. Der Raum ist ganz eigenartig, als stamme er aus einem anderen Haus, ein bisschen wie die Kabinette von Hans Hollein im Museum Abteiberg in Mönchengladbach. Kathrin hatte die grüne Treppe schon mal gefunden und dann war sie wieder weg. «Jetzt zeig ich Dir wieder was», sagt sie und wir treten in einen dieser langen, fensterlosen Gänge.

Der Schwarze Saal

Vorsichtig öffnen wir die Tür. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich an den Wänden und der Decke schwarze, glänzende Kunststoffblasen, darin eingelassen eine grün gerahmte Orgel. Auf der Bühne sprechen zwei Frauen miteinander. Die Frau am Klavier beginnt zu spielen. Dann fängt die andere zu singen an – und mich trifft der Schlag. Ich mag und kann mich kaum rühren und stehe wie angewurzelt da. Ich gehe nie in die Oper und höre nur selten laut Musik, vielleicht haut es mich deshalb so um. «... Musik kann eben manchmal auch dann was, wenn man gar nichts von ihr will» schreibt die Observerin später in ihrem Blog.

Kathrin führt mich durch ein Treppenhaus in der hintersten Ecke bis in das Geschoss unter dem Mehrspurclub. Hier reihen sich in langen Fluren die Übungsräume der Musiker aneinander. Durch die Glasscheiben in den Türen sehen wir alle nur erdenklichen Instrumente vor Vorhängen, hinter denen sich weder Fenster noch Türen verbergen. Im Gang schweben die Klänge, die aus den Kammern quellen. Siebenundsechzig Übungsräume gibt es hier.

Als wir wieder nach oben kommen, haben die Tänzer und Tänzerinnen vom Vormittag die Kaskade in Beschlag genommen. Zu romantischer Musik aus dem Ghettoblaster fügen sie die Bruchstücke der Choreografie auf der Treppe zusammen. Ich bin beeindruckt von der Präzision der Darbietung, der Konzentration, mit der die Tänzer an einer gemeinsamen Bewegung arbeiten und der Stimmung, mit der Musik und Tanz den Raum füllen. Das zufällige Publikum auf der Ebene vor der Treppe

und den Galerien rundherum klatscht spontan Beifall. Dann gehen alle ihrer Wege in die tausendvierhundert Räume des Gebäudes. Ich denke: Als Architekt würde ich nur noch für Tänzer bauen.

Bekenntnis zur Realität

Die Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) ist die einzige mir bekannte Hochschule, in der bildende Kunst, Musik, Theater und Tanz unter einem Dach gelehrt werden. Die meisten mir bekannten Hochschulen für bildende Kunst sind relativ kleine Institutionen in altmodischen, wilhelminischen Bauten in etwas abseits gelegenen Nebengebäuden grösserer Hochschulkomplexe oder verteilt im Stadtraum. Diese Nischen verteidigen sie im allgemeinen mit dem Argument der Individualität der Lehre, die weder auf Repräsentation noch auf den Hierarchien grosser Institutionen aufbaut. Ich fand diese Haltung immer etwas verlogen, denn tatsächlich ist

kaum ein Markt so hierarchisch und auf Repräsentation bedacht wie der Kunstmarkt und Kunsthochschulen sind keine Horte des Widerstands gegen diese Mechanismen. Das neue Gebäude der ZHdK ist wie ein Bekenntnis zur Realität: Ja, wir passen in diese Umgebung aus Luxushotels, Bürotürmen, teuren Apartments und einem letzten Rest Industrie. Ja, wir sind ein Teil der Kulturindustrie. Dass man mich nicht falsch versteht: Ich mag gewachsene Strukturen und die Offenheit improvisierter Lösungen. Aber den Anblick dieser riesigen Kiste empfinde ich angesichts der als Innerlichkeit getarnten Kleingeistigkeit, die mir bislang an den meisten Kunsthochschulen begegnet ist, geradezu körperlich als Genugtuung. Oder, wie es ein Gesprächspartner benennt: «Das Toni-Areal holt die Studierenden und das Personal raus aus der Komfortzone».

Transformation

Ausflug ans Westende von Zürich West. Mit der Strassenbahn am Toni-Areal vorbei bis zur Endhaltestelle Altstetten, dann zu Fuss zurück zur ZHdK. Neben dem Strichplatz stehen knapp 150 Überseecontainer in Gruppen übereinanderge-

stapelt, die meisten sind an einer Seite «aufgeschnitten» und verglast. Sie sind verbunden über Treppen und Laubengänge, an denen Girlanden hängen. Gleich daneben steht eine zweite Gruppe aus konventionelleren Wohncontainern, farbig voneinander abgesetzt und so versetzt übereinandergestapelt, dass Veranden und Balkone entstehen. Von der Wirtin des benachbarten Biergartens erfahre ich, dass die verglasten Container kosten-

günstig als Ateliers vermietet werden, dass in den farbig gestrichenen Containern Asylbewerber wohnen und dass der Name ihres Biergartens «Transit» keine Hommage an den Status der Asylanten, sondern an den alten Ford Transit ist, in dem sie jahrelang einen Imbiss betrieb. Erst ganz zuletzt entdecke ich das Schild, das diese drei Einrichtungen unter dem Namen «Basislager» zusammenfasst. Auf meinem Weg zum Toni-Areal kommt mir der Freitagturm im Schatten des Prime Towers in den Sinn, der ebenfalls aus Containern zusammengesetzt ist. Zusammen mit dem dahinterliegenden Restaurant «Frau Gerolds Garten» und schicken Boutiquen in weiteren Containern bildet auch er eine Art Dorf. Hier wie dort Container, «aus denen etwas gemacht» wurde, aber rund um Gerolds Garten gerinnt das Prekäre dermassen zur Attitüde, dass mir fast schlecht wurde, während im «Basislager» das Prekäre eine Chance darstellt – zum Arbeiten, als Zufluchtsort und als Ort des ungezwungenen Beisammenseins.

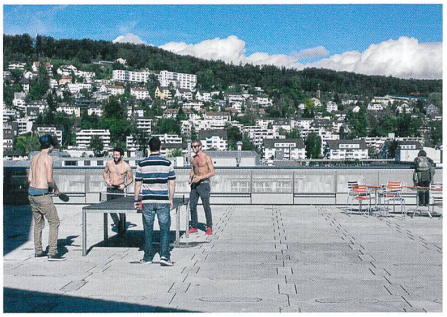
Ich habe schon lange keinen Stadtteil mehr durchwandert, der in einem so dynamischen Wandel begriffen ist wie Zürich West mit seinen neuen Luxusappartementhäusern, Hotel- und Bürotürmen. Dass es eine sehr lebendige Phase der informellen Aneignung der alten Industrieareale gegeben haben muss, scheint hier und da noch durch. Selbst die alte Industrie ist stellenweise noch vorhanden. In dieser Gleichzeitigkeit liegt ein enormer Reiz. Zugleich kommt alles wie ein grosses Theater daher. Als Tourist geniesse ich das Stück und ich kann mich (meistens) auch an den grotesken Zerrbildern erfreuen, die die massiven Veränderungen mit sich bringen. Das Basislager erinnert mich an die politische Dimension, die solche Prozesse haben. Dass Künstler, Asylanten und ein Biergarten namens Transit sich einen gemeinsamen Ort vor dem Zaun des Strichplatz teilen, dass dieser Ort alle Merkmale des Prekären trägt und zugleich nicht trostlos, sondern relativ schön ist, das hat, im Unterschied zu den umgebenden Welten mit ihren mehr oder weniger ambitionierten Interpretationen der Wirklichkeit, etwas wirklich Utopisches.

Zurecht finden

Ähnlich wie die grüne Treppe sind die stählernen Wendeltreppen, die selten und unerwartet auftauchen. Weil sie nicht zur Erschliessungssystematik gehören, sondern Abkürzungen darstellen, sind sie Schlüsselelemente des Hauses – kleine, schlaue Gadgets, die die Orientierung durcheinanderwirbeln und neu zusammensetzen. Ehrlich gesagt geht mir das aber auch mit den Treppenhäusern so ähnlich, obwohl die in relativ regelmässigen Abständen von oben bis unten durchgesteckt sind, wie mir die Pläne zeigen. Wahrscheinlich liegt es an der Kaskade, durch die man jede Etage an einem anderen Punkt in der horizontalen Verortung betritt. Die Treppenhäuser sind zahlreich, ein Zugang zum nächsten Treppenhaus ist immer in Sichtweite, aber ich weiss nie, um welches es sich gerade handelt. Ich wechsle also zunächst mal die Etage und orientiere mich dann einfach neu. Dabei hilft mir die Beschriftung, die immer da ist, wo ich sie gerade brauche. Einzig an der Kaskade funktioniert die Orientierung jedes Mal problemlos. Im Unterschied zu den langen, fensterlosen Gängen sind die Raumsituationen hier markant und unverwechselbar.

Im Bauch

Ein Schlüsselraum zum Verständnis des Toni-Areals ist die Galerie 2, ein Ausstellungsraum auf Ebene 5 zwischen den Gängen E, F, G und H. Der Raum liegt in der innersten der bis zu fünf Raumschichten, die sich im Querschnitt durch das Haus zeigen. Er hat keine Fenster nach Aussen, dafür zwei sich gegenüberliegende, symmetrisch angeordnete Fenster zu den seitlich daran vorbei führenden Gängen. Im Boden in der Mitte des Raumes ist ein grosser, gleichmässig erleuchteter Luftraum ausgespart. Am Rand des



leuchtenden Feldes führt eine Wendeltreppe hinab. Sie führt in einen weiteren Ausstellungsraum mit einer weiteren Wendeltreppe, die hinunter in eine Teeküche führt. Durch die Teeküche trete ich hinaus auf einen Gang – Wo bin ich?

Ich finde diese Raumfolge deshalb so grossartig, weil es hier gelungen ist, das labyrinthische Potenzial, das sich aus dem Umbau eines so gewaltigen Betonblocks ergibt, mit den sich daraus ergebenden

bunkerartigen Räumen im Inneren des Gebäudes zu verschränken und daraus etwas Überraschendes und Unverwechselbares zu erzeugen. Das ist nicht der einzige Moment dieser Art: Auch die grüne Kaskade, die sporadisch im Haus auftauchenden Wendeltreppen und einige der Aufführungssäle haben etwas von diesem Reiz. Im Grossen und Ganzen hätte ich mir aber mehr solcher «bizarren» Momente gewünscht und hatte sie auch erwartet, nachdem ich von dem gigantischen Volumen und der Idee einer Stadt im Inneren des Baus gehört hatte.

Garten und Rampe

Der Trumpf des Hauses ist der riesige Dachgarten. Er ist so gross wie ein kleiner Park, bietet einen schönen Ausblick über Zürich West, und alles ist öffentlich begehbar, so lange die Schule geöffnet ist. Der Dachgarten des Toni ist bestechend. Hier oben fällt es schwer, die Vor- und Nachteile des Hauses abzuwägen. Gleich dahinter in der Bestechungsskala kommt die Rampe. Sie ist nicht umsonst das Symbol des Hauses geblieben. Befahrbare Rampen, die auf Häuser hinauf führen sind ein ähnlich utopischer Topos wie riesige Dachgärten. Als ich sehe, wie ein Student mit seinem Fahrrad in Ebene 7 vor die Tür tritt und in grossen Radien das Haus hinunter radelt, denke ich: Das ist wirklich splendid!

Das Hochhaus

Auf der anderen Seite des Kolosses irritiert mich das Hochhaus immer wieder: Es ist der höchste und am weitesten sichtbare Teil der Hochschule, doch es gehört gar nicht dazu! Aber ein bisschen dann wieder doch, nämlich auf den ersten elf Ebenen, womit die Hochschule hier sogar ein wenig über den Dachgarten des «Flachbaus» hinaus ragt. Die unteren Ebenen des Hochhauses sind wiederum so mit dem Rest des Gebäudes verschmolzen, dass ich mir nicht darüber im klaren bin, dass über mir das Hochhaus aufragt. Die räumliche Verschränkung des (Luxus)wohnens im Hochhaus mit den Räumen der ZHdK bei weitgehender Trennung der Funktionen verleiht dem Toni-Areal an mehreren Stellen interessante Wendungen – so zum Beispiel beim Zugang zum Wohnturm, der als einer der wenigen Erdgeschosszugänge des Komplexes etwas versteckt unterhalb der grossen Freitreppe der Hochschule liegt oder bei der Zufahrt zur privaten Tiefgarage im Auge der Rampe.

Bei einer Hausbesichtigung mit der Leiterin der Hochschulkommunikation betreten wir ein Künstleratelier, in dem ein Schlagzeug steht. Student: «Sie kommen bestimmt wegen des Schlagzeugs». Frau Pohl: «Nein, wieso?» Student: «Na ja, ich habe gehört, dass sich jemand aus dem Hochhaus beschwert hat wegen des Lärms letzte Nacht». Frau Pohl: «Ach, Sie waren das? Wir haben bei den Musikern schon alles abgesucht, aber es schien uns fast unmöglich, dass von dort etwas bis in die Hochhauswohnungen gedrungen sein könnte.» Student: «Na ja, jetzt wissen Sie ja, wo das herkam». Frau Pohl: «Das wird sich alles noch einspielen.»

Das Floss

In der Eingangshalle steht ein riesiges Möbel, der «Stammtisch». Er liegt wie ein Floss vor Anker: Eine hölzerne Plattform, auf der in Reih und Glied neun lange Tische mit Bänken zu beiden Seiten angeordnet sind. Mittags sind hier alle Plätze belegt. Den Rest des Tages bietet er reichlich Platz, um sich mit Notebook, Arbeitsblättern oder Freunden auszubreiten, an einer der Tischlampen ein Buch zu lesen oder sich an einem Seitenteil anzulehnen und die Füsse hochzulegen. Die Situation ist so einladend zum konzentrierten Arbeiten wie die Arbeitsplätze in einer Bibliothek, nur dass man dabei essen und quatschen darf. Es ist immer wieder toll, zu beobachten, wie manche räumlichen Tricks sozusagen «auf Bestellung» funktionieren. Eine hölzerne Plattform mit Tischen und Bänken darauf erhebt den Benutzer über die Sorgen des Alltags. Warum funktioniert das so einfach?

(Inner) Urbanism?

Bevor ich zum Toni kam, hatte ich gelesen, dass das Haus aus dem Konzept eines «Inner Urbanism» entwickelt wurde. «Das Haus als Stadt und die Stadt als Haus» ist ein häufig genanntes Schlagwort in Artikeln zum Toni-Areal. Da wäre ich von selber allerdings nicht draufgekommen. Die städtebauliche Provokation, die das Toni-Areal bei Verfechtern der «Europäischen Stadt» mit ihrem Ideal halböffentlicher Erdgeschosszonen und einem vielschichtigen, permeablen Verhältnis zum Strassenraum hervorrufen muss, ist offensichtlich. Beziehungsloser zu seiner Umgebung als das Toni-Areal steht auch der Kristall des Prime Tower nicht auf dem Asphalt. Das Haus ist Teil eines «trockenen Archipels» (Rem Koolhaas), in dem «Klötze» herumstehen.

Aber entspricht das nicht der Logik von Industriegebieten? Und ist der Versuch mancher Bistros, in den Erdgeschossen mit Sonnenschirmen und Bambuskübeln Strasse zu spielen, wo keine ist, nicht meistens erbärmlich? Industriegebiete haben keine vorformulierten öffentlichen Räume wie die Strassen und Plätze der Innenstadt. Der öffentliche Raum des Industriegebiets wird durch die Unternehmung Einzelner, der sich andere anschliessen können, definiert. Das gilt erstaunlicherweise auch für Industriegebiete in

Transformation – räumliche Logiken sind eine sehr langlebige Sache. Der Urtyp des öffentlichen Raums im Industriegebiet ist die Feuertonne. Bereits jetzt haben Skater die Tiefgaragenzufahrt unter der Rampe des Toni für sich entdeckt. Man darf gespannt sein, welche Aktivitäten und Angebote sich in der Zone unter der Hochbahn entwickeln werden.

Bliebe die Idee des Inner Urbanism als eines invertierten öffentlichen Raums, in dem die Schnittfläche zwischen Haus und Stadt nicht an der Fassade, sondern im Inneren des Hauses liegt. Das lässt den nach aussen recht hermetischen Charakter des Toni-Areals in völlig anderem Licht erscheinen. Eingelöst wird dieses Versprechen dann aber nur bedingt. In der grossen Eingangshalle hat man noch das Mass an Quasi-Öffentlichem-Raum-Gefühl, wie man es beispielsweise aus Museumsfoyers kennt. Das liegt an der Grösse der Halle, ihren Zugängen von zwei Seiten, dem einladenden Stammtisch und einer Vielzahl an Öffnungen zu relativ öffentlichen Bereichen wie Mensa, Cafeteria, Designmuseum etc. Leider stösst die anschliessende Kaskade zu «eckig» und unorganisch auf diese Halle. Der relativ bescheidene Einschnitt, durch den sie hindurch geführt wird, bevor sie sich dann wieder zu passabler Grösse aufweitet, unterbricht die einladende und offene Geste, so dass man durchaus annehmen könnte, der «öffentliche» Teil der Schule ende dort.

Wunsch und Wirklichkeit

Der Umbau eines Industriekolosses in eine Kunsthochschule weckt spektakuläre Erwartungen. Angesichts der Monumentalität und des schieren Raumvolumens des ursprünglichen Betonklotzes erscheint die jetzige Realität des Toni-Areals erstaunlich normal und solide und zwar sowohl im Sinne einer freundlichen, Grosszügigkeit und Aufenthaltsqualitäten bereitstellenden Architektur als auch in ihren offensichtlichen Kompromissen. Das sind eine Leistung und eine Enttäuschung zugleich. Der aufmerksame Betrachter stösst auf poetische Momente, in denen die Gegebenheit des Rohbaus durchscheint. Es sind die Momente, in denen das Haus seine organisatorische Logik durchbricht oder in denen der enormen Gebäudetiefe eine räumliche Qualität entspringt. Am stärksten wird der Bau immer da, wo er sich die Freiheit nimmt, Unregelmässigkeiten, Sonderlösungen und «Tricks» zuzulassen. Die Geschichte von der ge-

FOAMGLAS® Sicherheitsdämmstoff

ein Produkt das Sicherheit und Wirtschaftlichkeit nachhaltig verbindet

FOAMGLAS Building

Weitere Infos unter www.foamglas.ch

Staatsarchiv des Kantons Thurgau

Architekt Jessen und Vollenweider, Basel
Anwendung FOAMGLAS®
Erdberührte Dämmsysteme,
Innendämmsysteme
und Kompaktdachsysteme

Das Dämmen erdberührter Bauteile stellt besonders hohe Anforderungen an den Dämmstoff. Über die gesamte Nutzungszeit des Gebäudes sind erdberührte Bauteile praktisch nicht mehr zugänglich. Gefragt ist ein nicht stauchbarer, formstabiler gegen Druck, Feuchtigkeit, Verrottung, Nagetiere, Insekten dauerhaft resistenter Dämmstoff der zudem auch noch radonsicher ist. Der U-Wert des gedämmten Baubereichs bleibt während Jahrzehnten unverändert erhalten. FOAMGLAS® nimmt dank seiner Glaszellstruktur keine Feuchtigkeit auf.
Über 50-jährige Produkte - Erfahrung machen FOAMGLAS® zu dem Dämmstoff der Sicherheit und Wirtschaftlichkeit nachhaltig verbindet.

schenkten Treppe ist bezeichnend: Als das Haus schon fast fertig war, stellte man fest, dass an einer Stelle die Wege zwischen zwei Etagen zu umständlich waren. Da das Budget aber aufgebraucht war, spendierten die Architekten kurzerhand eine zusätzliche Treppe aus der eigenen Tasche. Diese Treppe ist jetzt einer der Eyecatcher des Hauses. Nicht nur weil sie ein schönes Objekt ist, sondern auch, weil man spürt, dass hier auf etwas reagiert wurde. Von solchen «Inkosistenzen» hatte ich mir mehr erhofft, weil es an ihnen zu einer Mehrfachkodierung von Orten kommt, die das eigentliche Merkmal von Stadt ist. Mehrfachkodierung von Orten ist ein weitaus subtileres und komplexeres Phänomen als der blosse Gebrauch der gleichen Räume durch unterschiedliche Nutzer, wie sie die sogenannten Poolräume und die Kaskade im Toni-Areal bieten. Sie bezieht sich auch auf den Assoziationsraum der Architektur, auf Gefühle und Geschichten, die mit Räumen verbunden sind. Meine Vorstellung vom Toni-Areal als Stadt in der Stadt war deshalb die eines in hohem Masse aufgeladenen, schillernden Hauses voller Spuren und Widersprüchlichkeiten gewesen, von denen ich weniger fand als erhofft.

Wenn ich für das Toni-Areal einen Wunsch frei hätte, wäre es der Einbau eines öffentlichen Schwimmbads. Das war mein erster Gedanke, als ich vom Umbau der grössten Molkerei Europas in eine Kunsthochschule hörte. Das Schwimmbad in der Kunsthochschule wäre ein utopischer Ort. Hier würden sich die Tänzer entspannen, die Künstler trainieren, die Bewohner der Luxusapartments ihren Frühsport treiben, Schüler ihrem Schwimmunterricht folgen und Rentner wie Manager ihre Bahnen ziehen. Vielleicht lässt sich in einem der Lichthöfe ja noch ein Pool installieren, natürlich mit verglastem Boden, durch den man in die Werkstätten darunter blickt.—

Boris Sieverts, geboren 1969, studierte Kunst an der Kunstakademie in Düsseldorf und arbeitete anschliessend einige Jahre als Schäfer im französischen Zentralmassiv sowie in Architekturbüros in Köln und Bonn. Mit seinem «Büro für Städtereisen» (www.neueraeume.de) führt er seit 1997 Einheimische und Touristen in die Grauzonen städtischer Ballungsräume.

Die beidseitige **Feelwood** Synchronpore besticht durch ihre **beeindruckende Tiefe** – jetzt auch als Schichtstoff XL und Kompaktplatte erhältlich. Setzen Sie Ihr Raumkonzept ohne Rücksicht auf Trägermaterial oder Oberflächenbeanspruchung um. Fordern Sie gleich Ihre Muster an!

MEHR AUS HOLZ.

EGGER